

Um Glaubenseinheit und konfessionellen Frieden

Je mehr die Erörterungen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen die Nebelschicht allgemeiner Wünsche und Hoffnungen verlassen und sich Einzelheiten zuwenden, um so deutlicher stellt es sich heraus, daß unter jenem Sammelnamen ganz verschiedene Bestrebungen begriffen werden, daß die gleiche Flagge sehr mannigfaltiges Frachtgut deckt. Da eine Verschleierung dieses Tatbestandes in keiner Weise der Sache selbst nützen würde, wird es gut sein, wenn wenigstens die Katholiken sich über die Sachlage klar werden.

Zunächst ist festzustellen, daß viele, die zur Frage der christlichen Wiedervereinigung das Wort ergreifen, im Ernste die Einheit der Kirche nicht ersehnen. Dahin gehören alle, die mit Bewußtsein einer ausgesprochenen Nationalkirche anhängen und in jeder Lockerung des nationalen und kirchlichen Verhältnisses einen Verlust für ihr Volk oder auch für ihr religiöses Erbgut befürchten. Wir brauchen nur an die orthodoxen Kirchen des Orients zu denken, von denen uns immer wieder berichtet wird, wie hartnäckig sie an ihrer Gegensaghaltung gegen Rom und überhaupt gegen den Westen festhalten, und wie ängstlich sie jeder Prüfung der bestehenden Unterscheidungslehren und Vorurteile aus dem Wege gehen. Die mißtrauische und ablehnende Haltung dieser Kirchen entspricht zudem ganz den Wünschen der dortigen Staatslenker, die ihre nationale, staatlich bevorrechtete und bevormundete Kirche nicht aus der Hand geben wollen. Selbst die atheistische Sowjetregierung widerstrebt mit aller Entschiedenheit und unter Aufbietung von Gewaltmaßregeln einer Anlehnung oder Annäherung der russischen Kirche an den Westen. Alle oder fast alle ausländischen Geistlichen sind aus Rußland verbannt.

Auch von der anglikanischen Hochkirche und dem deutschen Luthertum läßt sich sagen, daß beide nur mit Unbehagen und mit vielem Vorbehalt an die Frage der Kirchenvereinigung herantreten. Die deutschen Lutheraner, die sich zur Kirchenkonferenz von Stockholm nach langem Zaudern vorgewagt hatten, bangten vor der Gefahr, daß sie sich unter dem linden Hauche einer Friedensstimmung zu grundsätzlichen Zugeständnissen herbeilassen und in dem großen Strome der Einheitsbestrebungen ihre nationale und religiöse Eigenart einbüßen könnten, und waren nachher froh, als sie wieder unter sich waren und den verführerischen Zauber Stockholms verblassen sahen.

Von einem ganz andern Standpunkt aus stehen die Vertreter der liberalen protestantischen Theologie den kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen zweifelnd und ablehnend gegenüber. Diese Bestrebungen entspringen ja dem tiefen Weh über die Zerrissenheit der heutigen Christenheit und dem Verlangen nach Einheit in Glauben und Kultus. Solche Gesinnungen werden aber nicht von denen geteilt, die dem Gedanken an eine einheitliche Bekenntniskirche längst entsagt haben und denen das Wort von dem einen Hirten und der einen Herde nur wie ein ferner Klang ist, der in ihren Herzen kaum ein Echo weckt. Sie sehen in dem religiösen Individualismus, der sich gegen jede feste Glaubens-

norm sträubt, eine selbstverständliche, durchaus nicht beklagenswerte Folge der modernen Geistesentwicklung und argwöhnen in jedem Versuch, die Kirche zu einigen, einen Rückfall in die kirchliche „Zwangsanstalt“ des Mittelalters. Deshalb sind sie geflüstertlich darauf bedacht, die Schwierigkeiten einer Wiedervereinigung zu betonen, nicht nur weil sie diese für unmöglich halten, sondern vor allem, weil sie eigentlich nicht wünschen, daß sie möglich wäre. Was von dieser Seite als erstrebenswert betrachtet wird, ist nicht eine Wiedervereinigung der Konfessionen, sondern die völlige Auflösung des institutionellen Kirchenbegriffs und die Herstellung eines christlichen Bruderbundes verborgener Art ohne jede dogmatische oder rechtliche Bindung.

Wenn trotzdem auch jene Kreise und Kirchen, die einer Kirchenunion widerstreben, sich mit den Plänen für einen Zusammenschluß der Christenheit lebhaft beschäftigen, so kommt es daher, weil die Unionsfrage mit andern verwandten, aber nicht streng religiösen Interessen verknüpft worden ist. Der Weltkrieg mit seinem physischen und sittlichen Elend hat wie mit Urgewalt die christlichen Gewissen aufgerüttelt und sie angespornt, auf Mittel und Wege zu sinnen, der Wiederkehr eines solchen Unglücks zu wehren. Da die einzelnen Kirchen wegen ihrer nationalen oder zahlenmäßigen Begrenztheit zur Lösung dieser internationalen Aufgabe nicht genügen, so mußte sich von selbst der Gedanke einstellen, durch eine Vereinigung aller Kirchen dem friedensstiftenden Geiste des Evangeliums Einfluß oder doch größeren Einfluß auf die Gesinnungen und Entschließungen der Völker zu sichern. Wenn einmal die Vertreter aller Kirchen die nationalen Haßgefühle in sich überwinden und für die friedliche Beilegung internationaler Streitigkeiten, für gerechte Behandlung der Minderheiten, für allseitige militärische und geistige Abrüstung sich einsetzen würden, dann wäre gewiß ein großer Schritt getan, um auch in den Völkern humanere, christliche Empfindungen zu wecken und die geistige Gemeinschaft der Menschheit über den brutalen Widerstreit der materiellen Interessen siegen zu lassen.

Aber nicht nur die gespannte internationale Lage ruft nach dem Aufgebot der gesamten Christenheit, auch die soziale und wirtschaftliche Not, der Klassen- und Rassenhaß innerhalb der einzelnen Völker heischen den gleichen Zusammenschluß. Je mehr die großen Massen dem Christentum, ja aller positiven Religion sich entfremden und ein modernes Heidentum mit allen Schrecken der Verrohung und dumpfer Verzweiflung sich breitmacht, desto mehr Anlaß haben alle aufrichtigen Bekenner der christlichen Religion, in Werken der Liebe und Gerechtigkeit den Erweis ihres Glaubens aus dem Leben zu erbringen und erneuernd in das zerfallende soziale Leben einzugreifen¹.

Man sieht, es handelt sich hierbei nicht um eine Wiedervereinigung im Glauben, sondern um praktische Zielseetzungen aus allgemeinsten christlichen Grundsätzen heraus. Aber es sind gleichwohl Bestrebungen von größter Bedeutung, und auch die Katholiken haben alle Ursache, mit ihrem ernstlichen und tätigen Interesse alles zu beachten und zu fördern, was auf dem Erden-

¹ Daß hier für den Protestantismus und zumal für den deutschen Protestantismus ein innerkirchliches Problem liegt, nämlich wie sich das Evangelium zur praktischen Diesseitsarbeit verhält, hat kürzlich M. Reichmann in dieser Zeitschrift 112 (1926/27) 284 ff. dargelegt. Der führende amerikanische Protestantismus ist über diese theologischen Bedenken längst hinweggeschritten und bejaht entschieden den sozialen und kulturellen Beruf des Evangeliums.

runde zur internationalen und sozialen Versöhnung der Leidenden Menschheit geschieht. Dabei dürfen wir durchaus die Hoffnung hegen, daß ein gemeinsames Wirken der Konfessionen, der entsetzlichen Not der Gegenwart zu steuern, zugleich in die bislang entzweiten Herzen die Keime christlicher Bruderliebe trägt, ohne die jede Wiedervereinigungsbestrebung unfruchtbar bleiben würde.

Eine Vereinigung der Kirchen zu praktischer Friedensarbeit hatte Georg Pfeilschifter im Auge, als er 1922 am Schluß seiner Rektoratsrede über „Die kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen der Nachkriegszeit“ sich dahin aussprach: „Was ich in der Gegenwart für möglich und für wünschenswert halte . . ., läge außerhalb jeder wirklichen Kirchenunion und mit bewußtem Ausschluß einer solchen und bestünde, unter gegenseitiger respektvoller Anerkennung des dogmatischen, rechtlichen und kultischen Bestandes der Kirchen, in der nüchternen praktischen Zusammenarbeit aller christlichen Kirchen ohne Ausnahme zum Zwecke der Verwirklichung der allgemeinsten christlichen Ideale auf den Gebieten des internationalen, des sittlichen, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens etwa im Sinne eines verbesserten Weltbundes für Freundschaftsarbeit durch die Kirchen. Wenn das möglich gemacht werden könnte, so wäre das schon etwas ganz Großes, der hingebenden, opferbereiten Liebe aller Christen wert. Bis eine solche Arbeitsgemeinschaft der christlichen Kirchen nach einer gründlichen Reform des Völkerbundes möglich werden würde, könnte und sollte man eine solche Zusammenarbeit erstreben und verwirklichen wenigstens in den einzelnen Staaten, um dem verheerenden Anstürmen der widerchristlichen Springsluten in gemeinsamer Notarbeit auf der ganzen Linie einen mächtigen Damm entgegenzusetzen. Ich bin, trotz mancher bedenklicher Anzeichen, doch überzeugt: es kann keine christliche Kirche geben, die einen vernünftigen Grund haben könnte, sich von einer solchen Notarbeit auszuschließen. Denn diese läge im wohlverstandenen gemeinsamen Interesse aller Kirchen.“

Zu diesen Worten hatte Harnack¹ bemerkt, um die Möglichkeit und gebieterische Notwendigkeit solcher Zusammenarbeit zu unterstreichen: „In den Parlamenten mehrerer Länder hat in Bezug auf das sittliche, wirtschaftliche und soziale Leben ein Zusammenarbeiten verschiedener Konfessionen, auch der römisch-katholischen, begonnen, und in einem reformierten Völkerbund, der kommen muß, wird sich das sogar in Bezug auf die Religionen überhaupt fortsetzen müssen, wenn nicht das Kreuz nur noch als Symbol des Todes der Kultur in Betracht kommen soll.“

Auch die römisch-katholische Kirche kann sich an dieser praktischen Friedensarbeit beteiligen, weil hier weder eine *communicatio in sacris* noch dogmatische Grenzverschiebungen zu befürchten sind. Daß sie dazu geneigt ist, dürfen wir sowohl aus ihrer Anerkennung der Völkerbundsbestrebungen als auch aus der Verurteilung der Action Française erschließen. Obwohl einerseits in den höheren Schichten des Völkerbundes freimaurerische Einflüsse vorherrschend sind und andererseits viele Anhänger der Action Française zu den besten und eifrigsten Katholiken zählten, glaubte der Vatikan doch über diese Begleiterscheinungen hinwegsehen zu sollen, weil ihm das hohe Ziel der Pazifizierung der Welt den Einsatz seiner ganzen Autorität ohne Rücksicht auf Freund und Feind zu erheischen schien.

Wenn von den Wiedervereinigungsbestrebungen der christlichen Kirchen die Rede ist, wird es stets zweckmäßig sein, die erwähnten praktischen Ziele von den rein religiösen zu trennen, denen wir uns jetzt zuwenden. Viele der heutigen Christen vermögen sich mit einer größeren praktischen Auswirkung des Christen-

¹ Deutsche Literaturzeitung 45 (Berlin 1924) 676.

tums nicht zu begnügen; sie erstreben darüber hinaus die eine, heilige, allgemeine Kirche. Es geht ihnen also um den Wesensgehalt und die kirchliche Form des Christentums.

Über Ziel und Wege der kirchlichen Einigungsbestrebungen gehen die Ansichten nach wie vor weit auseinander. Die einen denken in erster Linie an den Zusammenschluß des Weltprotestantismus, andere wollen alle christlichen Kirchen mit Ausnahme der römisch-katholischen vereinigen, endlich andere wollen auch Rom in die neue Gemeinschaft einbegreifen. Alle aber sind sich inzwischen bewußt geworden, daß es sich um ein überaus heikles Unternehmen handelt. Die Stockholmer Konferenz hat wenigstens das eine Gute gehabt, vor aller Welt gezeigt zu haben, daß Rom nicht, wie man sooft gesagt hat, das einzige Hindernis für die Wiedervereinigung der zerspaltenen Christenheit ist, sondern daß die Schwierigkeiten in der Sache liegen und auch dem besten Willen sich entgegenstellen. Ferner haben die sonstigen Erfahrungen der letzten Jahre manche verwirrte Anschauungen über unsere Frage geklärt und gehegte Utopien als solche entlarvt.

Schauen wir dabei auf unser deutsches Vaterland, so ist es gewiß als ein Gewinn zu betrachten, daß die nach dem Kriege wieder aufgetauchten Träume von einer rein deutschen Nationalkirche, die unter den Stürmen der völkischen Bewegung geboren werden und an die Stelle der einzelnen Kirchen treten sollte, ausgeträumt sind. Die Ernüchterung mußte um so schneller sich einstellen, als die völkische Bewegung immer deutlicher ihren Ursprung aus einem Fieberzustande verriet und durch ihre Zersetzungserscheinungen auch dem Blödesten die Erkenntnis aufdrängte, daß an diesem Wesen weder die Welt noch das Christentum noch das deutsche Volk genesen könne. Heute dürfte die Einsicht Gemeingut aller Ernstdenkenden sein, daß eine Vereinigung oder Annäherung der getrennten christlichen Kirchen nicht durch außerreligiöse oder gar politische Mächte, sondern einzig durch Erneuerung aus den christlichen Grundsätzen zu erreichen ist. Zum geeinten Christentum können wir nur durch Christus gelangen.

Was vom katholischen Standpunkte zu den Unionsbestrebungen zu sagen ist, habe ich in meiner Schrift „Um die Wiedervereinigung im Glauben“ (Freiburg 1926, Herder) kurz zusammengefaßt, und ich habe dem dort Gesagten im Grundsätzlichen nichts beizufügen. Wenn mir zu dieser Schrift von angesehenen katholischen wie protestantischen Persönlichkeiten anerkennende und beistimmende Zuschriften zugegangen sind, so darf ich daraus wohl entnehmen, daß ich in ihr gangbare Wege der konfessionellen Verständigung aufgezeigt habe, ohne dabei Grundsätze zu opfern oder religiöse Gefühle hüben oder drüben zu verletzen¹.

Was ich schon in meiner Schrift hervorhob, das hat die weitere Entwicklung immer aufs neue gezeigt: Es lebt in den Führern der christlichen Wieder-

¹ Der protestantische Theologe Otto Baumgarten empfahl in der Monatschrift „Der Zusammenschluß“ (Oktober, Berlin 1926) die Schrift mit freundlichsten Worten als „bestes Mittel der Verständigung“. Ein anderer Professor der protestantischen Theologie schrieb mir: „Wie viel weiter wären wir, wenn wir alle so sachlich und christlich miteinander redeten!“ Dagegen glaubte der „Reichsbote“ (Nr. 234 vom 6. Oktober 1926) die Schrift als eine „echt jesuitische Leistung“ kennzeichnen zu sollen.

vereinigungsbestrebungen ein bewunderungswerter christlicher Idealismus, der sich auch dann nicht entmutigen läßt, wenn Unverstand, Verbohrtheit oder Ubelwollen ihrem Vorwärtsdringen Felsblöcke in den Weg rollen. Oftmals könnte der Eifer dieser glaubenserfüllten Protestanten viele Katholiken beschämen, die sich als „*beati possidentes*“ fühlen und der apostolischen Liebespflicht gegenüber den getrennten Brüdern wenig eingedenk sind. Und es gehört fürwahr viel Mut dazu, ohne Aussicht auf nahe, greifbare Erfolge unverdrossen am Werke der Wiedervereinigung zu arbeiten, mag auch der begeisterte Optimismus derer, die wider die Hoffnung hoffen, naturgemäß den Widerspruch unserer müden, auf Resignation und Nörgelsucht gestimmten Zeit herausfordern. Denn es kann kein Zweifel sein: Wir sind ein merkwürdig unfruchtbares Geschlecht. Jede neue Pflanzung begießen wir so lange mit dem Scheidewasser der Kritik, bis sie mit ihren vergilbten Blättern und kahlen Zweigen einen erbarmungswürdigen Anblick bietet. Die zerstörende Wirkung der Kritik nehmen wir dann als Beweis für ihre Richtigkeit. Um so mehr Ehrfurcht schulden wir den Pionieren der kirchlichen Einheit, die nach bestem Vermögen der großen Idee den Weg in die Wirklichkeit bereiten wollen. Mögen sie im Wege oft auch irren — daß sie das hohe Ziel mit heißer Seele suchen, müssen alle Christen ihnen zur Ehre anrechnen.

Da offizielle Wiedervereinigungsverhandlungen zwischen den getrennten Kirchen auf einstweilen unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, so ist vorab eine Annäherung nur möglich auf dem Wege freimütigen Gedankenaustausches und ehrlichen Verständigungswillens. Nachdrücklich habe ich in meiner Schrift auf diesen wichtigen Punkt hingewiesen und die großen Aufgaben dargelegt, die hier noch der Lösung harren. Gilt es doch nicht nur die Tiefen der verschiedenen Glaubensauffassungen unbefangen zu erforschen, sondern auch Berge von Mißverständnissen und Vorurteilen abzutragen.

Dabei sollten wir uns alle mehr denn bisher der Bedeutung der Sprache als Brücke oder Graben zwischen den Menschen bewußt werden. Wir handhaben in konfessionellen Dingen die Sprache zu unvorsichtig, zu gedankenlos, und daher sind wir oft nicht wenig erstaunt, daß unsere anscheinend harmlosen und selbstverständlichen Worte bei den andern so arge Mißverständnisse oder leidenschaftlichen Widerspruch hervorrufen. Protestanten reden von Ultramontanen, Römlingen, Papstknechten usw., und scheinen kein Empfinden dafür zu haben, wie sie dadurch die Katholiken verlegen und beschimpfen. Aber anderseits müssen auch die Katholiken in ihren Äußerungen über Protestanten behutsamer und gerechter sein. Wenn wir z. B. in der Polemik von den Protestanten reden, so beziehen diese unsere Worte oft nicht auf die abstrakten Irrtümer, die wir bekämpfen, sondern auf die konkreten Vertreter des Protestantismus, also auf sich selbst und fühlen sich in ihrer persönlichen und religiösen Ehre gekränkt. Vorsichtig beigefügte Bemerkungen oder Einschränkungen könnten und sollten derartiger Mißdeutung unserer Worte vorbeugen und bei aller sachlichen Gegnerschaft unserer Achtung vor der Person des Andersgläubigen Ausdruck verleihen. Auch im vertrauten Kreise ist eine Sprache zu meiden, die bei den andern berechtigten Anstoß erregen würde, und zwar nicht bloß aus taktischen Erwägungen oder aus Rücksichten der Gegenseitigkeit, sondern weil Gerechtigkeit und Liebe die Grundgesetze des Christentums sind. Das

Bewußtsein, der wahren Kirche anzugehören, darf nicht zur Überheblichkeit führen, sondern muß im Gedanken an die eigene Fehlerhaftigkeit mit tiefer Demut verbunden sein. Das Evangelium leitet uns an vielen Stellen zu solcher Demut an¹.

Es verdient daher alle Anerkennung, wenn Georg Böß in seinem umfangreichen Buche über „Die Erbschuld der Glaubenspaltung“² die Notwendigkeit solch demütiger Gesinnung und eines ernstlichen und redlichen Verständigungswillens in allen konfessionellen Fragen immer wieder betont. Auch darin ist ihm beizustimmen, daß wir einer Einigung um so näher kommen, je weniger wir die Rolle des Anklägers gegen die andern spielen und je bereitwilliger wir auch auf der eigenen Seite Schuld und Versäumnis anerkennen und bekennen. Das einseitige Hervorheben der eigenen Vorzüge und das Verschweigen der Schattenseiten erschwert das Verständnis und widerstreitet dem Zwecke, dem es dienen soll; denn es erschüttert den Glauben an unsere Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit.

Freilich darf man unter Menschen auch beim Bekenntnis der eigenen Schuld die Gesetze der Klugheit nicht außer acht lassen. Gerade das Reformationszeitalter, in dem es keineswegs an Zeugnissen katholischer Selbstkritik gefehlt hat, gibt uns in dieser Hinsicht eindringliche Warnungen. Als der edle Papst Adrian VI. in erhabenem Freimut die Mißstände an der Kurie und im Klerus zugab, beuteten Luther und seine Freunde ohne Gefühl für die sittliche Größe, die in solchem Schuldbekenntnis lag, es in gehässigster Weise gegen das Papsttum aus³. Wiewohl wir nicht mehr im 16. Jahrhundert leben, so geht doch leider sein Geist auch heute noch vielfach um, und wir vermissen nur zu oft die Noblesse, die es ablehnt, ehrliche Eingeständnisse des andern gleich als Waffen gegen ihn zu kehren.

Wenn Böß im Verlaufe seiner Darstellung die pädagogische Linie verläßt und sich auch mit der Kirchenverfassung, der Rechtfertigungslehre, der Gewissensfreiheit, der Inquisition und ähnlichen schwierigen Fragen beschäftigt, so sind das ebenso viele Punkte, an denen sich Widerspruch erheben kann und muß⁴. Aber der Hauptzweck seines Buches ist nicht in der Untersuchung solcher Einzelheiten zu sehen, sondern in der ernststen, oft in prophetische Sprache gekleideten Mahnung an alle Gläubigen, in der furchtbaren Not der Gegenwart auf die Einheit bedacht zu sein und alles zu vermeiden, was die Kluft zwischen den religiösen Bekenntnissen erweitern könnte.

Dabei wird man sich freilich immer vor Augen halten müssen, daß aus der gefühlsmäßigen Wahrhaftigkeit und Friedensbereitschaft, aus versöhnlichen Stimmungen allein die Einheit der Kirche nicht hervorgehen kann. Dazu gehört notwendig die Einigung über die religiösen Erkenntnisgehalte, und deshalb werden wir nie an einer sorgfältigen Prüfung der Unterscheidungslehren vorbeikommen. Wer Gegensätze überbrücken will, muß die Gegensätze kennen,

¹ Vgl. z. B. Matth. 3, 9; 8, 10—12; 21, 31; Joh. 8, 39.

² Gotha 1927, L. Klotz (346 S.).

³ Pastor, Geschichte der Päpste IV 2 (1923) 91—98. Über einen ähnlichen Vorgang unter Paul III. vgl. ebd. V 118—121 126—128.

⁴ Näher habe ich mich mit der Schrift von Böß auseinandergesetzt in der Zeitschrift „Der Zusammenschluß“, Mai 1927.

um zu wissen, wo er die Pfeiler der Brücke grundlegen kann. Hierbei ist der wesentliche Unterschied hinsichtlich der einzelnen und der Religionsgemeinschaften wohl zu beachten. Der einzelne wird nach seinem Gewissen beurteilt, nach dem Fleiße, mit dem er die ihm gewordenen großen oder kleinen Talente nutzbar gemacht hat. Und da mag es wohl geschehen, daß der Angehörige der wahren Religion wegen seiner Nachlässigkeit schlechter besteht als der Bekenner einer falschen. Aber für die Religionsgemeinschaften selbst ist es die entscheidende Lebensfrage, ob sie die reine, objektive Wahrheit haben, oder ob sie nicht durch ihre bloße Existenz dem Fortbestand des Irrtums und damit auch der Spaltung Vorschub leisten.

Geschichtlich ist der Protestantismus aus einem Protest hervorgegangen und führt davon seinen Namen. An eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen ist daher nicht zu denken, solange die Protestanten ihre schroffe Gegensatzhaltung gegen Rom beibehalten. Es fragt sich, ob es möglich sein wird, sie aus dieser Art geistiger Verkrampfung zu erlösen. Nun gewahren wir in unsern Tagen, daß in nicht wenigen Protestanten die Idee der Einheitskirche neu erwacht ist, und daß sie sich unter dem Einfluß dieser Idee gegen die bisherige einseitige Stellungnahme gegen Rom wehren und verlorenes christliches Erbgut wiederzugewinnen trachten. Ohne daß die Katholiken viel dazu beigetragen hätten, suchen diese edlen und hochsinnigen Protestanten eine Annäherung (im weitesten Sinne) an die katholische Kirche.

Wollen wir uns ein Bild von diesen neuen Freunden der katholischen Kirche machen, so läßt sich ihre Eigenart vielleicht in folgende (rein referierende) Sätze zusammenfassen. Es sind meist ideal veranlagte und religiös empfindende Menschen, die sich von den konfessionellen Streitereien der Vergangenheit und Gegenwart abgestoßen fühlen und eine tiefe Sehnsucht hegen nach religiöser Gemeinschaft in Liebe und Frieden. Sie schätzen an der katholischen Kirche nicht so sehr die dogmatische Klarheit und Sicherheit, als vielmehr ihre religiös einigende und gemeinschaftsbildende Kraft. Aus einem Gefühl der Ehrfurcht vor der alten Kirche enthalten sie sich daher in Wort und Tat jedes bewußten Antikatholizismus und suchen auch andere aus dieser Gegensatzhaltung zu erlösen, indem sie Vorurteile gegen die katholische Kirche zu zerstreuen sich bemühen¹. Wiewohl sie vielleicht mit einer in ferner Zukunft liegenden Vereinigung aller christlichen Kirchen mit Rom rechnen oder sie auch ersehnen, so betrachten sie sich doch selbst nicht als Pilger nach Rom und weisen jede derartige „Zumutung“ mit Entschiedenheit ab.

Die Gründe für dieses ihr Verhalten sind mannigfacher Art. Sie erklären offen, daß sie eben nicht oder noch nicht zur Erkenntnis der römisch-katholischen Kirche als der einzig wahren Kirche Christi gelangt seien. Das „ius et imperium“ oder auch geschichtliche und exegetische Schwierigkeiten spielen hier als Einwände eine große Rolle. Sodann halten sie es auch taktisch für richtig, in der protestantischen Kirche zu bleiben und in ihr für die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen zu wirken, während, wie sie sagen, durch den Wechsel der Konfession die gegenseitige Feindschaft und das Mißtrauen zwischen den einzelnen Be-

¹ Da sie sich dadurch von vielen ihrer Glaubensgenossen unterscheiden, werden sie von den Durchschnittsprotestanten oft „verkappte Römlinge“ gescholten.

kennntnissen verschärft würden. Sie betrachten sich daher gerne als Advents-gestalten, die selbst die Einheit der Kirche nicht erleben werden, aber sie vorbereiten wollen. Andererseits aber fürchten sie sich zugleich vor der Einheit der Kirche, weil sie zweifeln, ob die eine große Kirche der ungeheuren religiösen Verschiedenheit der einzelnen Menschen gerecht werden, d. h. ob nicht aus der christlichen Einheit sich schließlich eine straff zentralisierte und beengende Einerleiheit entwickeln würde. Auch bedürfe, so meinen sie, die Kirche stets einer gewissen Opposition, die sie wach erhalte und ihr den Kampf gegen eingeschlichene Mißbräuche immer wieder aufnötige, wie auch das Geistesleben der Menschheit nicht ganz der Antriebe entbehren könne, die aus dem Gegensatz der Weltanschauungen und religiösen Bekenntnisse entspringen.

Diese Gedankengänge, die gleichsam einen Querschnitt durch die heutigen Anschauungen vieler wohlmeinenden Protestanten darstellen, zeigen deutlich, daß wir es hier nicht mit einer wahren Konversionsbewegung nach Rom zu tun haben, und es wäre daher sehr abwegig, wollten wir uns in Bälde eine Massenrückkehr zur katholischen Kirche versprechen. Aber wir müssen diese Gedankengänge kennen, damit wir selbst uns den neuen Geistesströmungen gegenüber recht zu verhalten lernen.

Es sei offen gesagt, daß die Ansichten über den einzuschlagenden Weg verschieden sein können. Denn die Katholiken sehen sich hier einer neuen geistigen Situation gegenüber. Früher hatten wir es durchweg entweder mit offenen Gegnern der Kirche zu tun, die unsere Religion und ihre Rechte bekämpften, oder aber mit Menschen, die Unterricht in der katholischen Religion wünschten, um voraussichtlich zu konvertieren. Beiden gegenüber war die Haltung der Katholiken klar vorgezeichnet. Jetzt aber kommen viele zu uns, die freimütig erklären, daß sie gar nicht die Absicht haben zu konvertieren, sondern daß sie sich für den Katholizismus „interessieren“. Welcher Art dieses Interesse ist, können wir von vornherein nicht wissen; denn zu den oben geschilderten Freunden der katholischen Kirche gesellen sich — oft im gleichen Gewande — andere, die nur wissenschaftlich, sozial oder politisch interessiert sind und vielleicht den Katholizismus nur kennen lernen wollen, um ihn desto wirksamer zu bekämpfen.

So können wir gegenüber den neuen Interessenten des Katholizismus in einige Verlegenheit geraten. Denn da wir niemand ins Herz zu schauen vermögen, wissen wir nicht, ob wir einen feindseligen Spion oder einen aufrichtigen Freund der Wahrheit und des Friedens vor uns haben. Jedenfalls ist es sicher, daß wir, je nachdem bitteres Unrecht oder große Unflugheiten begehen können, wenn wir entweder durch unbegründetes Mißtrauen oder aber durch Vertrauensseligkeit und zu große Nachgiebigkeit fehlen, den Freund für einen Spion und den Spion für einen Freund ansehen. Aber trotz alledem muß doch versucht werden, einen gangbaren Weg zu finden, der einerseits die katholischen Glaubensgrundsätze und Rechte vollauf wahrte, andererseits zu einer Brücke für suchende Andersgläubige werden könnte. Vielleicht kommen wir am besten zur gewünschten Klarheit, wenn wir die möglichen Verhaltungsweisen einzeln ins Auge fassen.

Zunächst könnte man äußerste Zurückhaltung empfehlen, indem man darauf hinweist, daß bei der ganzen Sache „nichts herauskomme“, da ja eine Konversion praktisch nicht in Aussicht stehe. Das ist zweifellos ein entschiedener,

klarer und auch bequemer Standpunkt, der keinerlei Mißdeutung ausgesetzt ist. Es ist aber ebenso gewiß, daß mit dieser Haltung der Exklusivität die vorhandene gegenseitige Entfremdung der Konfessionen nicht überwunden wird. Wir werden fortfahren, in unsern Kreisen unsere Überzeugung vorzutragen, wie die andern ihre Anschauungen wiederholen werden. Ein tieferer, ineinandergreifender Gedankenaustausch, der zu einer Verständigung oder doch Annäherung führen könnte, wird kaum je stattfinden. Dies wäre im Interesse der andern zu bedauern, denen wir doch das Hinausstrahlen der katholischen Wahrheit aus unserem Bezirk schulden; es wäre auch ein Schaden für die Katholiken selbst. Denn solange die schroffe Gegensaghaltung der Konfessionen bestehen bleibt, werden viele Katholiken dem kalten Luftzug ausgesetzt sein, der von draußen in unsere Reihen dringt, und die Erfahrung zeigt, daß viele dieser Gefahr nicht gewachsen sind.

Das andere Extrem wäre ein würdeloses Entgegenkommen, indem wir jeden unbesehen als Freund begrüßen würden, der sich irgendwie für den Katholizismus interessiert zeigt und einige anerkennende Worte für ihn bereit hat. Diese Versuchung liegt heute um so näher, als sich manche der Modernen katholisch klingender Formeln bedienen, die dann von den Katholiken arglos als Annäherung an den Katholizismus genommen werden. Ein solches Verhalten unsererseits würde uns nicht nur von Enttäuschung zu Enttäuschung führen, sondern auch bei den andern den Anschein erwecken, als fehle es uns an Tiefblick für den wahren Sinn der geistigen Probleme, und als seien wir in einem Gefühle der Minderwertigkeit nach fremdem Lobe begierig. Dieser Ubelstand müßte sich noch verschlimmern, wenn die Unterhaltung von unserer Seite von solchen geführt würde, die in den entscheidenden dogmatischen Fragen der Klarheit und Sicherheit entbehren.

Diese Bemerkung ist gerade unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht überflüssig. Denn wenn heute irgendwo eine Frage auftaucht und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregt, dann ist sie gleich in Gefahr, daß aus ihr eine „Bewegung“, fast eine Mode gemacht wird. Als bald stürzen sich auf sie eine Menge geschäftiger Geister, die eine Autorität weder einzusetzen noch zu verlieren haben und an jeden das Ultimatum richten, ob er sich mit Ja oder Nein zu der „Bewegung“ stelle. Daß damit der Sache gedient wäre, kann gewiß nicht behauptet werden. Wer für die Kirche werben will, muß nicht nur aufrichtig die Sache Christi suchen, sondern auch die katholische Religion wirklich kennen; sonst wird selbst die bestgemeinte Bewegung nur Literatur bleiben.

Auf der andern Seite muß aber auch gesagt werden, daß auf dem schwierigen Gebiet der konfessionellen Annäherung eine gründliche Kenntnis der katholischen Dogmatik allein nicht genügt. Es ist hier unbedingt auch eine feine psychologische Einfühlung in die fremde Gedankenwelt und besonders ein zartes Empfinden für die Schmerzstellen der andern notwendig. Ein ungeschicktes Wort kann bei suchenden und ringenden Seelen mehr Schaden anrichten, als ganze Bände von Apologetik wieder gutmachen können¹. Es wäre

¹ In der Publizistik kann man deutlich die Beobachtung machen, wie genau die katholischen Zeitungen und Zeitschriften von gegnerischer Seite verfolgt werden, um etwaige Entgleisungen festzustellen und zur Erregung von Vorurteilen und Abneigung gegen die katholische Kirche zu verwerten.

auch unflug, ihnen mit scharfer Logik so zuzusehen, daß sie den Mut verlieren und ihrerseits jede Diskussion für aussichtslos halten. So sehr man die Logik achten und beachten soll, so werden doch die wenigsten Menschen durch sie bekehrt. Aufgabe des Apostels aber ist es, die Seelen nicht abzustößen, sondern zu gewinnen, und daher stets des wesentlichen Unterschiedes sich bewußt zu bleiben, der in der Behandlung von Menschen und Syllogismen obzuwalten hat. Dies wird ihm am besten gelingen, wenn er sich an die goldene Regel hält, die einst Petrus Canisius gerade im Hinblick auf die schwierigen konfessionellen Verhältnisse Deutschlands gegeben hat: Bestimmtheit und Gründlichkeit in der Sache mit Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit in der Form zu verbinden¹.

Somit wird sich also gegenüber den Interessenten und Freunden des Katholizismus ein mittlerer Weg als der richtige empfehlen. Man mache nicht viel Aufhebens von der neuen Bewegung, deren Umrisse noch sehr verschwommen und bei der Rückschläge keineswegs ausgeschlossen sind, und beachte daher eine weise Zurückhaltung, die aber nichts von Kälte oder Gleichgültigkeit an sich haben soll. Jede Bekehrungssucht und jeder Disputationseifer wären verfehlt, während sich von einer nüchternen, ruhigen Behandlung der konfessionellen Fragen, die sich stets der Schwierigkeit der Probleme bewußt bleibt und einen weltfremden Optimismus meidet, eine aufklärende und versöhnende Wirkung versprechen läßt. Es handelt sich zunächst ja nicht um Konversionen oder um Wiedervereinigung, sondern darum, eine Atmosphäre der Geister zu schaffen, in der die schroffen Gegensätze der Konfessionen gemildert werden. Das liegt auch im Interesse der Konvertiten. So manche Konvertiten fallen wieder zurück, weil sie nicht stark genug sind, inmitten einer ihnen feindlichen Umwelt katholisch zu leben.

Trotz der grundsätzlichen konfessionellen Verschiedenheiten wird eine sachliche Auseinandersetzung oft nicht nur möglich, sondern auch nützlich sein. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, genau zu prüfen, ob wir unter verschiedenen Worten nicht doch das gleiche oder unter demselben Worte Verschiedenes verstehen. Gar häufig wird etwas als echt protestantisch bezeichnet, was auch die Katholiken anerkennen, manchmal etwas als echt katholisch betrachtet, was auch die Katholiken verurteilen. Im unmittelbaren Gedankenaustausch werden wir auch erst recht gewahr, ob unsere apologetischen Beweise bloße Luftstreiche sind oder wirklich in die Seele des andern hineingreifen und in diesem Sinne *argumenta ad hominem* darstellen. Bei allen Erörterungen wird der Hauptnachdruck immer darauf zu legen sein, ob die Katholiken und Protestanten der Gegenwart sich in der Sache selbst einigen können, während die Untersuchungen über die Streitpunkte der Vergangenheit ruhig der geschichtlichen Forschung überlassen werden sollen.

Annäherungsversuche zwischen den Konfessionen werden kaum durch laute Reden und Demonstrationen, wohl aber durch stille, vertrauliche Besprechungen

¹ Petri Canisii Epistulae et Acta (ed. Braunsberger) II 72/73 75 398; V 80; VIII 122—124 130 (vgl. die se Zeitschrift 109 [1925] 396—400, und J. Mezler, Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit [Münster 1927, Aschendorff] 17 ff.). Um die Mahnung des Heiligen recht zu würdigen, muß man bedenken, daß zu seiner Zeit die Protestanten sehr gehässig und ausfällig gegen die Katholiken und ihn selbst waren. Canisius beruft sich dabei u. a. auf Matth. 12, 20, Phil. 4, 5 und 1 Tim. 3, 7.

gefördert, die den Bedenken und auch den Vorurteilen des Partners die schonnendste Rechnung tragen und neu auftauchenden Mißverständnissen gleich im Entstehen begegnen können. Die Erfahrung lehrt, daß zumal bei öffentlichen Erörterungen die Wortführer sich leicht auseinanderreden, und so ist es begreiflich, warum die katholische Kirche sich gegen öffentliche Religionsgespräche im allgemeinen ablehnend verhält.

Damit ist nicht gesagt, daß sich die ganze Verständigungsarbeit in geheimem Gedankenaustausch unter vier Augen abspielen müßte. Denn da es sich darum handelt, nicht nur einzelne, sondern weitere Kreise für die konfessionelle Annäherung zu gewinnen, so kann und soll man auch nach andern Möglichkeiten Ausschau halten, um in gegenseitiger Aussprache die Punkte klarzustellen, in denen man einig und in denen man uneins ist. Dabei wird man billigerweise auch dem andern freies Wort gestatten müssen, wenngleich er manches sagt, was unsern Ohren hart dünkt. Auch dies ist nicht unnötig, eigens zu vermerken. Es scheint nämlich Katholiken zu geben, die zwar eine Annäherung oder gar Wiedervereinigung der christlichen Kirchen herbeiführen, aber für die notwendigen Vorverhandlungen die Bedingung aufstellen möchten, daß die andern nichts sagen oder schreiben, was den Katholiken irgendwie mißfallen könnte. Wer so gesinnt ist, will das Ziel, aber nicht den Weg und wird daher nie zum Ziele gelangen. Die Anerkennung der Autorität der katholischen Kirche und des Papstes steht am Ende, nicht am Anfang einer Konversion, und man darf von jemand, der sich der katholischen Kirche nähert, nicht erwarten und fordern, daß er nun sofort ihre Lehre rückhallos annehme; denn die Annäherung geht erfahrungsgemäß durch viele Irrtümer, Widersprüche und Dämmerzustände hindurch. Schon daraus folgt, daß alle, die sich dem Werke der christlichen Wiedervereinigung widmen wollen, viel Geduld aufbringen und sie durch „Fruchtbringen in der Geduld“ verdienen müssen. Der Weg zur Wiedervereinigung wird und muß für Katholiken und Nichtkatholiken ein Kreuzweg sein.

Von dem so gewonnenen Standpunkt aus läßt sich auch am besten ein zutreffendes Urteil fällen über die Haltung, die wir Katholiken zu den mannigfachen organisierten Bestrebungen einzunehmen haben, die von protestantischer Seite ausgehen und die Einheit der Kirche zum Ziele haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns die auf fremdem Boden entstandenen Wiedervereinigungsbestrebungen nicht ohne weiteres zu eigen machen können. Eine andere Frage aber ist es, ob wir für sie nur Kritik und Ablehnung haben sollen, statt ihnen einen Weg zu weisen, der auch von den Katholiken gebilligt und beschritten werden kann. Eine rein negative Haltung wäre weder durch das katholische Dogma geboten, das ja eine methodische Anpassung an den Andersgläubigen keineswegs ausschließt¹, noch würde sie christlicher Klugheit und Liebe entsprechen, zumal da es sich bei all diesen Bestrebungen nur erst um Tastversuche handelt, die sich ihrer eigenen Unsicher-

¹ Eine methodische Anpassung übt und empfiehlt z. B. Augustinus in seiner Schrift gegen die Manichäer: „Keiner von uns sage, er habe die Wahrheit schon gefunden. Laßt uns sie so suchen, als ob sie beiden unbekannt sei. Denn dann werden wir sie gewissenhaft und einträchtiglich suchen können, wenn keiner anmaßend sich herausnimmt, sie schon gefunden und erkannt zu haben“ (Contra Epistolam Manichaei c. 3, n. 4; Migne, Patr. lat. 42, 175).

heit wohl bewußt sind. Da sich in ihnen so viel guter Wille und aufrichtige Hingabe an Christus offenbart, wäre es verhängnisvoll, wenn wir für diese heißen Bemühungen nur kalte, kritische Abweisung zeigten und den Suchenden nicht in christlicher Liebe unsern Rat und unsern Beistand anböten, wo immer sie ihn bedürfen oder begehren¹.

Es sei jedoch nochmals bemerkt, daß über die Methoden, in denen die gebieterisch gebotene Auseinandersetzung mit den religiösen Bestrebungen der Gegenwart geschehen soll, die Ansichten verschieden sein können. Aber die Katholiken müssen sich der entscheidenden Bedeutung der Stunde bewußt sein, in der die Geleise für eine ferne Zukunft gelegt werden. Es wäre bei der Undurchsichtigkeit der heutigen Geisteslage nicht geraten, schon jetzt Wege zu verbauen, die man später gerne gehen möchte.

* * *

Da alle christlichen Wiedervereinigungsbemühungen mit einer weiten Zukunft rechnen müssen, vorab dagegen der Fortbestand der einzelnen Kirchen eine für uns unabänderliche Tatsache ist, so behält nach wie vor die Frage des konfessionellen Friedens ihre ungeheuerere Bedeutung. Ja es ist geradezu die Schicksalsfrage des deutschen Volkes, ob wir über die trennenden Abgründe der Konfessionen den Weg zur wahren Volksgemeinschaft finden.

Während des Krieges mochte es vielen scheinen, als ob die Streitart zwischen den beiden großen Konfessionen nun endgültig begraben sei. Auch nach dem Kriege blieb unter dem Einfluß der sozialistischen und bolschewistischen Bedrohung die Stimmung zunächst versöhnlich. Manche Optimisten auf katholischer Seite träumten damals von einer nicht mehr fernen Rückkehr Deutschlands zur katholischen Kirche. Doch diese Stimmung hielt nicht an und konnte nicht anhalten, weil ihre Voraussetzungen nicht auf einer Gesinnungsänderung beruhten, sondern zufälligen, zeitgeschichtlichen Ursprungs waren und mit dem Wechsel der äußern Verhältnisse wieder schwanden. So kam es, daß sich bald die alten Streitigkeiten aufs neue erhoben und zeitweilig die Form einer regelrechten konfessionellen Hege annahmen.

Die Frage des konfessionellen Friedens rückte wieder in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit, als auf der 30. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Dresden dessen Präsident, der Berliner Domprediger D. Bruno Doehring, am 11. September 1926 eine Rede hielt über „Die nationale und internationale Aufgabe des Protestantismus“². Die Rede erregte weithin großes Aufsehen, nicht wegen ihres positiven Gehaltes, sondern wegen ihrer maßlosen Ausfälle gegen den Katholizismus, wenn auch der Redner dafür lieber von „Ultramontanismus“ sprach. War doch in dieser Rede wörtlich zu lesen: „Die beiden erbittertsten Feinde der deutschen Volksseele, der Bolschewismus und der Ultramontanismus, beide zudem mit dem Kapitalismus engste Beziehungen pflegend, beide auch mit den Methoden

¹ Der Protestant Lazar von Lippa schreibt (Politische und kirchliche Einigung [Berlin 1926, Mittler] 46): „Die historische Kircheneinheit liegt in der alten Kirche der Päpste. ... Wir dürfen nicht verkennen, daß der Weg zur Einheit zur katholischen Kirche führt. Es ist kein Zweifel daran. Aber ist dieser Weg gangbar?“ Sollten wir den Protestanten nicht ernstlich und in einer ihren Auffassungen angepaßten Form helfen, diese Frage recht zu beantworten?

² Verlag des Evangelischen Bundes (16 S.). Berlin W 10, 1926.

unterirdischer Arbeit wohl vertraut, stehen mitten im Lande und finden bei der wirtschaftlichen Not der Zeit nur allzu günstigen Nährboden.“ Höher konnte sich gänzlich verbohrtter Fanatismus nicht versteigen, und darum wirkte die Rede wie ein Blitz, der das Gewölk zerteilt und in Abgründe konfessioneller Verblendung sehen läßt.

Es mag hier beigelegt werden, daß ähnliche Gedanken auch anderswo geäußert und anscheinend in protestantischen Pfarrerkreisen gern vernommen werden. So läßt sich der „Reichsbote“ (Nr. 176 vom 30. Juli 1926) von „besonders geschägter Seite“ schreiben, daß der verstorbene Pole Felix Dferschinski, der als Haupt der Tscheka und als Bluthund geschildert wird, ein Werkzeug für die „Hinterzwecke der vereinigten jüdisch-jesuitisch-polnischen Weltherrschaft“ gewesen sei: „Man dürfte der Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man in ihm von Haus aus ein vorbereitetes Latenwerkzeug des Jesuitenordens und insonders seines polnischen Landsmannes, des ränkevollen Jesuitengenerals Grafen Wladimir Ledochowski, sucht.“ Eine solche Polemik steht auf der gleichen Höhe wie der Streit darüber, ob dieser oder jener Massenmörder in Deutschland katholisch oder protestantisch sei. Es ist schon notwendig, in die geistig abgelegenen Winkel, in die kein freier Luftzug des Lebens dringt, von Zeit zu Zeit hineinzuleuchten; denn in solchen Winkeln sammelt sich in der Stille der Zündstoff, der sich immer wieder in den Flammen des konfessionellen Hasses entladet und das öffentliche Wohl bedroht.

Die Rede Doehrings, deren Gehässigkeiten sich merkwürdig von dem Pochen auf das reine Evangelium abhoben, bot vielen Gelegenheit, ihre innersten Gedanken zu offenbaren. Es gab wirklich Protestanten, die selbst diese Rede verteidigen wollten und damit deutlich verrieten, wessen sich die Katholiken zu versehen hätten, wenn einmal die Gesinnungsgegnossen Doehrings auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland einen nennenswerten oder gar entscheidenden Einfluß erlangen sollten. Doch muß anerkannt werden, daß auch entschiedener Widerspruch sich regte. So schrieben die „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 257 vom 16. September 1926): „Es ist tief bedauerlich, daß ein Mann an verantwortungsvoller Stelle in Deutschland heute noch in der Aufpeitschung konfessioneller Leidenschaften eine nationale Betätigung erblicken kann und nicht erkennt, daß nur im friedlichen Nebeneinander der Konfessionen die Überwindung des tragischen Zwiespalts der deutschen Seele und die deutsche Zukunft liegt.“

Schließlich hat ja auch der Evangelische Bund selbst eingesehen, daß er unter einem so hemmungslosen Führer nur Schaden leiden würde, und so ist es unter starkem Geßse zum Bruch zwischen Doehring und dem Bunde gekommen¹. Doch wäre es verfehlt, hieraus einen Gesinnungswechsel des Bundes zu folgern, und es hätte kaum der „nachdrücklichsten“ Versicherung seines Zentralvorstandes bedurft, „daß von irgend einer Richtungsänderung im Evangelischen Bund nach der einen oder anderen Seite hin oder von einer Umstellung in der Frage der konfessionellen Auseinandersetzungen keine Rede sein kann“. Der Bund wird auch in Zukunft bleiben, was er war: eine Kampforganisation gegen „Rom“. Wenn er diesen Kampf aufgäbe, würde seiner Agitation der Atem und seiner „Korrespondenz“ der Stoff ausgehen. Doch dürfte es im Interesse des konfessionellen Friedens zu begrüßen sein, wenn der Bund wenigstens

¹ Die immerhin bemerkenswerte Zwiesprache zwischen Doehring und dem Evangelischen Bund findet sich abgedruckt im „Reichsboten“ Nr. 26—28 vom 1. bis 3. Februar 1927. Doehring plant nun einen „Lutherring“ mit „Lutherpfennig“ (als Gegenstück zum Peterspfennig); vgl. ebd. 1927 Nr. 32 37 43.

in den Formen seines Kampfes gemäßiger würde und das „unverkürzte“ Evangelium, das er dem deutschen Volke bringen will (z. B. 1 Kor. 13, 1 ff.), in Erweisen der Duldsamkeit gegenüber den Katholiken zeigen wollte.

Die Erregung, die durch die Rede Doehrings entstanden war, gab dem Kieler Professor der protestantischen Theologie Otto Baumgarten Veranlassung, seine Untersuchungen über die Notwendigkeit und Bedingungen des konfessionellen Friedens fortzusetzen¹. Zunächst übt er eine geradezu vernichtende Kritik an der Rede Doehrings, die er als „eine einzige große Aufreizung des Konfessionshasses“ kennzeichnet, um dann zu folgendem praktischen Schluß zu kommen: „Wenn der berufene Sprecher des Evangelischen Bundes die heutige Stunde für geeignet hält, das katholische Deutschland, das während des Weltkrieges und seit der Revolution, für die es wahrlich nicht verantwortlich zu machen ist, alles aufgeboten hat, um unser Volk in geordnete Verhältnisse und in das Konzert der Weltmächte zurückzuführen, das sich unter Führung gerade von Jesuiten der aufreizenden konfessionellen Polemik geffissentlich enthält — mag sein: nur aus kluger Taktik² —, dies katholische Deutschland zu brandmarken als auf eine Bank mit den Bolschewisten zu setzendes Element der Dekomposition Deutschlands, dann gibt es für die Freunde des nationalen Zusammenschlusses nur eine Möglichkeit: sich frei zu machen von aller Mitverantwortung für solch volkszerstörende Torheit durch Austritt aus dem Evangelischen Bund.“

Nach diesen mit fühlbarer Empörung geschriebenen Worten geht Baumgarten zu den Einwänden über, die von katholischer Seite zu seinen Ausführungen im ersten Heft des „Zusammenschluß“ erhoben worden waren. Man merkt es dieser besonnenen und versöhnlichen Darlegung an, daß Baumgarten nicht mit der Enge des Parteimannes an die schwierige Frage des konfessionellen Friedens herantritt, sondern mit dem tiefen und weiten Blick in ihre schicksalhafte Bedeutung für unser ganzes Volk. Mit einem solchen Mann verlohnt es sich, über den konfessionellen Frieden zu sprechen, und auch da, wo man ihm widersprechen muß, ermöglicht und verpflichtet seine vornehme Art, ihm in dem Geist und Ton einer amica altercatio zu antworten³.

Als ich in meiner Besprechung in dieser Zeitschrift (111 [1926] 382 f.) Baumgarten gegenüber um eine genauere Fassung seines Ausdrucks „Verzicht auf Propaganda“ mich bemühte, war ich mir von vornherein bewußt, daß es sich um keine Meinungsverschiedenheit in der Sache handelte. Mag er nun unter diesen

¹ „Der Zusammenschluß“ Heft 7 (Oktober 1926) 50—63. In dieser Zeitschrift (Verlag Hans Scheller, Berlin) haben Friedrich Thimme und Eduard Hemmerle der Stimme der Vernunft und des Friedens eine Freistatt geschaffen, die abseits vom Lärm der Parteien liegt und der deutschen Eintracht dienen will. Die Beiträge der Zeitschrift verdienen alle Beachtung.

² Hier wäre anzumerken: Schon „kluge Taktik“ ist für den konfessionellen Frieden von großer Bedeutung; denn eine zunächst nur aus kluger Taktik angenommene Haltung übt allmählich auf die innere Gesinnung Einfluß und wirkt so erzieherisch.

³ Seine neuerliche Stellungnahme zur Konkordats- und Schulfrage (vgl. „Frankfurter Zeitung“ Nr. 172 vom 6. März 1927) fällt allerdings aus dem Rahmen toleranter Haltung heraus. Die Toleranz hat sich gerade darin zu bewähren, daß man so wichtige und schwierige Fragen nicht einseitig von seinem eigenen weltanschaulichen Standpunkt beurteilt, sondern sich ernstlich bemüht, auch den Auffassungen und Ansprüchen der andern gerecht zu werden und so eine wahrhaft freiheitliche Gestaltung der kirchlich-staatlichen Verhältnisse zu ermöglichen.

Verzicht allgemein die Propaganda mit unlauteren, unerlaubten Mitteln, die „gehässige, verächtlich machende, mit starken Invektiven um sich werfende Propaganda“ oder insbesondere die Propaganda durch Staatsmittel begreifen, in beiden Fällen kann ich ihm durchaus beistimmen.

Nur ein Versehen ist es offenbar, wenn Baumgarten bemerkt (S. 56), daß ich zu seiner Warnung vor propagandistischer Stellenbesetzung geschwiegen habe. Denn ausdrücklich hatte ich betont, daß parteiische Besetzung der Staatsstellen durch die Angehörigen einer bestimmten Konfession im paritätischen oder konfessionslosen Staat ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit sei. Der von Baumgarten aufgestellte und geforderte Grundsatz, daß die staatlichen Beamtenstellen lediglich nach der Eignung der Person für die betreffende Berufsarbeit ohne Rücksicht auf das Bekenntnis zu besetzen seien, ist theoretisch richtig, aber leider in vielen Fällen praktisch unbrauchbar, da in concreto das Urteil über die Eignung auch von Rücksichten der Weltanschauung bestimmt wird. Damit aber die Regel der Parität nicht zu einer geistlosen, zweckwidrigen Zahlenparität entartet, könnte und müßte man sie dahin ergänzen, daß eine außerordentliche Befähigung den Rücksichten der Parität vorgehen soll, daß aber bei gleicher Befähigung und bei gleichem Anrecht der Kandidaten jene Besetzung zu erfolgen hat, die der Parität und dem Wunsche des Volkestiles entspricht, in dem der Beamte zu wirken hat.

Durch die Eigenart der konfessionellen und politischen Verhältnisse Deutschlands werden die religiösen Interessen nur zu leicht mit den materiellen verquickt, die für sehr viele Menschen, auch unter den Christen, praktisch mehr gelten als die rein geistigen Güter. So erklärt es sich, daß Paritätsbeschwerden von hüben oder drüben meist mit großer Leidenschaftlichkeit vorgebracht werden. Um hier Klarheit zu schaffen, sind Pressefehden gänzlich ungeeignet. Dagegen sollten solche Beschwerden durch eine unparteiische Untersuchung geprüft werden. Baumgarten weist auf Klagen hin, die ihm von Protestanten aus dem Rheinland zugekommen seien. Zum Teil sind diese Klagen inzwischen untersucht worden. In dem Bescheid des preußischen Kultusministers vom 14. Dezember 1926 heißt es, „daß an den staatlichen höheren Schulen der Rheinprovinz von Imparität zu Ungunsten des evangelischen Bekenntnisses nicht gesprochen werden kann“¹. Die gleiche Feststellung hatte schon vorher ein paritätischer Ausschuß des Philologenvereins gemacht. Ähnliches würde sich wohl auch bei Nachprüfung der andern Klagen ergeben.

Wie ist nun trotzdem das Gefühl der Zurücksetzung bei den Protestanten der Rheinlande zu erklären? Um dies zu verstehen, müssen wir uns der psychologischen Tatsache erinnern, daß Gegensätze und Unterschiede am deutlichsten in das Bewußtsein des Menschen treten. Unter dem alten System hat im Rheinland unbestreitbar eine ausgesprochene Bevorzugung der Protestanten seitens des Staates stattgefunden. Zumal in den Regierungsstellen waren die Katholiken weiße Raben. Der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Wallraf schreibt in seinen Lebenserinnerungen (Aus einem rheinischen Leben,

¹ Vgl. „Kölnische Volkszeitung“ Nr. 14 vom 7. Januar 1927. Nach amtlicher Erhebung ergibt sich das gleiche Bild für alle höheren Schulen von ganz Preußen; vgl. „Frankfurter Zeitung“ Nr. 183 vom 10. März 1927.

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg und Berlin 1926) gelegentlich der Ernennung Schorlemers zum Oberpräsidenten (1905): „Er war — unglaublich, aber wahr — der erste Katholik, der in die weit überwiegend katholische Rheinprovinz als Oberpräsident einzog. Ich habe niemals meine Meinung unterdrückt, daß eine schroffe Imparität lange zu Lasten des katholischen Volksteils in der Rheinprovinz bestanden hat. Ein evangelischer Oberpräsident löste den andern ab, und das geschah seit nahezu 100 Jahren. In bescheidener Stellung war ich meines Wissens der erste katholische Oberbeamte, der an das rheinische Oberpräsidium kam.“

In dieser Hinsicht ist seit 1918 gewiß ein Umschwung erfolgt. Nicht dadurch, daß die Parität verlegt, sondern einigermaßen hergestellt wurde. Es ist aber begreiflich, daß ein Volksteil, der bisher bevorzugt wurde, jetzt aber paritätisch behandelt wird, psychologisch den gleichen Eindruck empfindet, als habe er eine Zurücksetzung erfahren, während er tatsächlich nur aus seiner ungerechtfertigten Vormachtstellung gedrängt wurde.

Wir Katholiken müssen Verständnis für diese Sachlage haben und uns auch Mühe geben, die Innenwelt der andern und ihre oft unausgesprochenen Gedanken zu verstehen oder zu erraten. Denn es schwingen hier nicht nur religiöse und materielle, sondern auch nationale Momente mit. Wenn z. B. unter dem alten System kein Katholik als Regierungspräsident nach Köln oder als Oberpräsident nach Koblenz kam, so geschah es nicht etwa nur aus Ubelwillen gegen die Katholiken. Es spielte auch die Furcht mit, es möchten sonst die nationalen und politischen Interessen gefährdet werden, da man die Katholiken national nicht für zuverlässig hielt¹. Es braucht Zeit, bis sich innere Anschauungen umstellen. Erst wenn Katholiken in hoher staatlicher Stellung längere Zeit ihres Amtes gewaltet und ihre Aufgabe ebensogut wie die Protestanten erfüllt haben, werden altüberkommene Vorurteile allmählich schwinden, und man wird nicht bei jeder Stellenbesetzung gleich fragen, ob der Anwärter Katholik oder Protestant ist. Das Nationale wird sich dann, wie bei andern Völkern, von selbst verstehen. Bis dahin ist freilich noch ein langer Weg. Aber der Volkserzieher muß sein Wirken immer auf weite Sicht einrichten.

Wie immer wir die öffentlichen Verhältnisse unseres Landes gestalten mögen, bald wird diese, bald jene Konfession wirklichen oder vermeintlichen Anlaß zur Klage haben und sich in ihren Rechten gekränkt fühlen. Denn auch der konfessionelle Friede ist schließlich nur ein Notbau, der sich über einem im Heiligsten uneinigen Volke erhebt. Die Übel und Leiden, die sich aus der Glaubensspaltung ergeben und von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppen, sind eine beständige Mahnung, sich mit diesem vorläufigen Zustande nicht zu begnügen, sondern um die Erfüllung des Herrenworts zu beten und zu ringen, daß alle eins seien.

Max Pribilla S. J.

¹ Im Jahre 1915 versicherte mir eine gebildete protestantische Dame aus Pommern allen Ernstes, ganze rheinische Bataillone seien „mit fliegenden Fahnen“ zum Feinde übergegangen. Studienrat Prof. Dr. Ludwig Langemann schreibt: „Es sind Fälle bekannt geworden, wo an der Front deutsche Jesuiten durch Heraushängen französischer Kirchenfahnen deutschfeindlichen Chauvinismus an den Tag gelegt haben“ (Der Kampf des Papsttums gegen das protestantische deutsche Kaisertum [Leipzig² 1919] 82). Solche Vorstellungen gab es. Ob sie heute geschwunden sind?